

Illustriertes Sonntags-Blatt

zur
Amtlichen Taunus-Zeitung.
Verlag von Ph. Kleinböhl in Königstein i. T.

1916. * Nr. 42

Die Ebersburger.

Eine Geschichte aus alter Zeit von Fritz Michel (Mainz).

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Als betrachte er hiermit die Angelegenheit als erledigt, wendete sich der Abt wieder zu den ihn umstehenden Kriegsteuten, so daß den beiden Bittstellern nichts übrig blieb, als sich mit einer tiefen Verneigung zurückziehen und den Saal zu verlassen. Gerade waren sie im Begriff, den weiten Flur zu durchschreiten, als sie eilige Schritte hinter sich vernahmen; der Bruder Volker war es, der auf Welf trat und ihm mit freundlichem Gruß die Rechte bot. „Berg und Tal begegnen sich nicht, aber Menschen finden sich wieder!“ sagte er dabei lächelnd. „Kennst du mich noch, Welf Hilleschoten?“

„Als ich der Welt noch angehörte, nannte man mich Bertold von Madenzell!“ entgegnete der Bruder mit sanftem Lächeln, indem er auf das auf seiner Brust hängende Kreuz deutete. „Als Bruder Volker steh' ich heut' vor dir. Als wir in unseren goldenen Jugendtagen an wilden Kriegsspielen uns ergöhten, da hättest du wohl nicht geahnt, daß du mich einst als Priester wieder findest? Ist auch mein Wille nicht gewesen — gedachte wie du ein frischer Reitermann zu werden, im vollen Leben meine Kräfte zu erproben, aber der Mensch denkt, und Gott lenkt! Er hat mich auf den rechten Weg gewiesen, nachdem all mein Hoffen auf irdisches Glück täglichen Schiffbruch erlitten, und heute dank' ich es dem Ewigen, daß alles so gekommen ist. Doch davon später! In trauriger Stunde will ich dir mein Schicksal künden; jetzt liegt die Pflicht mir ob, die ehrsame Jungfer zur edlen Frau von



Marktplatz von Peronne mit zerstörten Häusern und dem Denkmal der heldenmütigen Jungfrau von Peronne.
Aufnahme des Illustrations-Photoverlags.

Einen Augenblick stand der Angeredete verblüfft, und fragend sah er in das bleiche Angesicht des Bruders, dann ging es wie ein freudiges Erinnern über seine Züge, und die Hand des Fragenden fest pressend, rief er: „Bertold von Madenzell — seh' ich recht, du bist es? So seh' ich endlich dich nach vielen Jahren wieder!“

Bedern, der Ruhme unseres hochwürdigsten Herrn zu geleiten. Dort ist deine Schubbesohlene in treuer Hut.“

„Du bist der Bruder Volker, dessen tapfere Kriegstaten man im ganzen Lande rühmt?“ fragte Welf verwundert. „Wie hätt' ich jemals dies geahnt!“

„Kein anderer, doch man preisset mich über Gebühr!“ erwiderte Bruder Volker mit der ihm eigenen Sanftmut. „Vom blinden Zufall hängt gar oft das Glück der Waffen ab, und glünftig ist der Zufall mir stets gewesen, so daß ich unsere Feinde niederwerfen konnte.“

„Daran erkenne ich meinen alten Bertold!“ rief Welf, indem er die Hand auf des Bruders Schulter legte. „Anstatt dich deiner waderen Taten zu rühmen, suchst du sie zu verkleinern! Weißt du es noch, wie wir als Buben auf dem Eis des Stromes spielten, und ich an einer morschen Stelle jäh versank? Des Todes wäre ich gewesen, hättest du dein Leben nicht für mich gewagt! Und wolltest dann von Dank nichts wissen, hast bescheiden behauptet, daß es mir auch ohne deine Hilfe wohl gelungen wäre, dem nassen Grabe zu entinnen!“

„Und du bist auch der Alte noch, der überschwänglich alles lobt und preist!“ versetzte Bruder Volker lächelnd. „So wollen wir denn hinfüro auch die Alten bleiben und das Band der Jugendfreundschaft auf das neue knüpfen. Hier aber sind wir an unserem Ziele. Die edle Frau von Webern wird sich freuen, einen Gast in ihrer Einsamkeit empfangen zu dürfen.“

Sie hatten während dem Gespräche die Abtei verlassen und waren, durch mehrere Gassen wandelnd, an einem altstädtlichen Gebäude angekommen, dessen ganzes Äußeres die Vornehmheit seiner Bewohner verriet. Aus Porphyraquadern erbaut, sprangen an seiner breiten Vorderseite zwei spitzwinkelige Erker hervor, welche durch eine steinerne, reichen Blumenschmuck tragende Galerie verbunden waren. Auch vor den zahlreichen bleigefassten Fenstern des Baus nickten aus zierlich gestrichenen Scherben buntfarbige Blütenköpfchen, die sich in ihrer Farbensülle gar anmutig von dem dunklen Grün des Eisens abhoben, der zwischen den spitzbogigen Fenstern die Mauer bedeckte und bis zum Dach emporstiege. Zu beiden Seiten der mächtigen Eingangspforte des Hauses standen zwei uralte Rosenstöcke, die ihr mit unzähligen Knospen besetztes Gerank um das in der Mitte der Wölbung angebrachte feingemeßte Bild des heiligen Florian schlangen, so daß der unter dem Ritters befindliche Spruch:

„Beschirm o Herr Gott in Gnaden
Dies christlich Haus vor Feuerhaden!“

kaum zu lesen war. Das Ganze machte einen überaus anheimelnden, freundlichen Eindruck, der noch durch die Gestalt der an einem der Erkerfenster sitzenden silberhaarigen Matrone gehoben wurde, die sich soeben von dem Spinnroden erhob und mit einiger Verwunderung auf dem milden Gesicht auf die Kommenden herabsah.

Einen freundlichen Gruß hinaufwinkend, schritt Bruder Volker nach der Eingangspforte und ließ den schweren eisernen Klöppel niederfallen. Als hätte man das Kommen der Gäste erwartet, wurden die beiden Eichenflügel der Türe sofort weit zurückgeschlagen und ein alter, weißköpfiger Mann trat freundlich lächelnd den Besuchern mit den Worten entgegen: „Der Herr segne euren Eingang!“

„Ich bringe Euch liebe Gäste, Vater Klaus,“ redete ihn der Bruder an, „die ich Eurem Schutz empfehle, indes ich gehe, sie der edlen Herrin anzumelden!“

Damit schritt er durch den säulengetragenen gewölbten Flur zu einer breiten nach oben führenden Steintreppe, indes der als Vater Klaus angeredete Greis unter tiefen Verbeugungen Welf und die Jungfrau einlud, ihm in ein seitlich gelegenes Gemach zu folgen, wo er sie bat, sich kurze Zeit zu gedulden.

Der Alte hatte das Gemach wieder verlassen, und Welf und Herlinde waren allein. Auf dem Wege hatte sich die Jungfrau mit keinem Wort an dem Gespräch der beiden Jugendfreunde beteiligt, war vielmehr stumm und teilnahmslos für alles, was um sie her vorging, einhergeschritten. Erst als Welf jetzt begann: „Hier seid Ihr wohl geborgen und behütet, teure Herlinde, und getroßt kann ich von hinnen reiten, um dem Räte unserer Vaterstadt die Unglücksbotschaft zu vermelden!“ — da schreckte Herlinde aus ihrem Sinnen empor, und rasch auf den jungen Reitersmann zutretend und seine Hände erfassend, stammelte sie:

„Bleibt Welf — verlaßt mich nicht! Auf Euch ruht jetzt mein ganzes Hoffen, und eine innere Stimme sagt mir, daß nur Ihr es vermöget, meinem lieben Vater in seiner Not beizustehen, ihn vielleicht aus den Händen der Räuber zu befreien! Der hochwürdige Herr vertröstete mich auf eine spätere Zeit! Mit der namenlosen Angst im Herzen soll ich untätig geduldig harren — das vermag ich nicht! O sprecht noch einmal bei Herrn Bertold für den Vater, lieber Welf! Vielleicht gelingt es Euch, ihn zu bewegen, daß er den Ebersburgern bei seinem Zorn besiehlt, den Vater freizulassen!“

„Laßt Eure Hoffnung sinken, teure Herlinde!“ erwiderte Welf topfschüttelnd. „Denn all mein Bitten wäre vergeblich, nachdem Herr Bertold seinen Willen kundgetan. Ich kenne meinen hochwürdigen Vater und weiß, daß er sich niemals von dem abbringen

läßt, was er einmal beschlossen hat. Und was er in Euren Falle beschloß, das ist weise und gut! Er kann nicht anders handeln, kann nicht seine Streitmacht zersplittern, nur um einen Gefangenen aus der Haft zu lösen, der noch dazu nicht zu seinen Untertanen zählt. Euch bleibt nichts übrig, als sich in Geduld zu fassen!“

„Geduld und abermals Geduld — ich kann mich nicht gedulden, kann den Vater nicht ohne Hilfe lassen! Sein Tod wäre es, wenn er vielleicht mondenlang in der Gefangenschaft schmachten müßte. Er ist ein Greis, bedarf der Pflege und kann die ungebundene Freiheit nicht entbehren! O Welf — vor wenigen Stunden noch habt Ihr mir geschworen, daß Ihr bereit seid, Euer Leben für mich einzusetzen. Ich halte Euch an Euren Wort! Begleitet mich zur Ebersburg! Ich will den Rittern mich zu Füßen werfen, will ihnen Gold die Fülle bieten und sie so lange mit Bitten bestürmen, bis —“

„Das läme diesen Schelmen grade recht!“ unterbrach Welf die Jammernde mit rauhem Auflachen. „Ihr würdet dann das Los des Vaters teilen, denn Edelmut ist diesen Räubern fremd! Nein, teure Herlinde — das schlägt Euch aus dem Sinn — zu solchem törichtem Beginnen leihe ich Euch meine Hilfe nicht!“

In Tränen ausbrechend, sank die Jungfrau auf den nächsten Stuhl und verhüllte das Gesicht in den auf dem Tisch verstreuten Armen.

Welf aber fuhr fort: „Nicht umsonst sollt Ihr mich an mein Wort gemahnt haben, teure Herlinde! Um Euch von Sorge zu befreien, leh' ich mit Freuden mein Leben ein, und eher nicht will ich wieder vor Euer Angesicht treten, bis es mir gelungen ist, Euren Vater zu befreien! Dem Mutigen hilft Gott! Mit List und Schalkheit will ich's wagen, weil mit Gewalt nichts auszurichten ist!“

Da richtete sich die Jungfrau rasch empor und fragte hastig: „So wißt Ihr einen Weg, auf dem die Hilfe gebracht werden kann, teurer Welf? O sagt es mir, was Ihr beginnen wollt! Vielleicht kann ich Euch helfen oder raten?“

„Mein Plan ist noch nicht reif, o Teure!“ entgegnete der Gefragte abwehrend. „Doch irre ich nicht ganz, dann läßt er sich vollenden. Der Bruder Volker, mein Jugendfreund, kam wie gerufen. Er muß mit seinem Räte mir zur Seite stehen, denn im Dorfe Poppenhausen, unweit der Ebersburg, stand seine Wiege!“

Einige Augenblicke stand Herlinde sinnend, dann sagte sie langsam: „Ich will mich nicht in Euer Geheimnis drängen, Welf — nur dieses sag' ich Euch: Gelingt es Euch, den Vater zu befreien, dann wird sein Dank ein unbegrenzter sein! Fürsichlich wird er Euch, seinen Retter, belohnen und —“

„Vollendet nicht!“ unterbrach Welf die Sprechende mit einer heftigen Geste. „Wenn ich das Wagnis unternehme, dann tue ich es nicht für klingenden Lohn, und als eine schwere Kränkung würd' ich es betrachten, wenn Herr Burkhard Gold mir böte. Um Euer Herzeleid zu stillen, wag' ich den schweren Gang, und wenn mir alles wohl gelingt, dann hab' ich meinen höchsten Lohn in dem Gedanken, Euch, teure Herlinde, glücklich zu wissen!“

Mit einem strahlenden Blicke reichte Herlinde dem Sprecher die Hand, und vielleicht wäre in diesem Augenblick ein verheißungsvolles Wort von ihren Lippen gefallen, wenn sich nicht die Türe geöffnet hätte und Bruder Volker mit der Herrin des Hauses eingetreten wäre. Mit gewinnender Freundlichkeit trat die würdige Matrone auf Herlinde zu, schloß sie in die Arme und begrüßte sie mit den Worten:

„Fürwahr, ich schulde meinem hochwürdigen Vetter Dank, daß er mir ein solch liebes Töchterlein sendet! Sei mir willkommen, liebes Kind! Der Herrgott segne deinen Eingang und möge dir in meinem Hause nur Freuden bescheren!“

Dankbar küßte Herlinde die Hand der Greisin, die sich jetzt an Welf Hülleshofen wendete:

„Welf Hülleshofen nennt Ihr Euch, wie mir der hochwürdige Bruder kündete? Der Name ist mir nicht fremd. Ein Hülleshofen stand dereinst als Waffenmeister in Diensten der Abtei!“

„Das ist mein Vater, edle Frau!“ erwiderte Welf, indem er die ihm gereichte Hand ehrfurchtsvoll küßte.

„Euer Vater?“ rief Frau von Webern sichtlich erfreut. „Erst jetzt erkenne ich Euch wieder! Der Welf seid Ihr, der muntere Bube, der gar oft in meinem Hause ein- und ausging? Seid mir willkommen, lieber Welf!“

Und die gesprächige Frau überschüttete den jungen Reitersmann mit einem Schwall von Fragen nach seinem Vater und dessen Wohlergehen. Ohne eines der anderen zu Worte kommen zu lassen, kramte sie sodann die Erinnerung an längst entschwundene Zeiten aus, und wäre es nach ihrem Willen gegangen, so hätte Welf noch stundenlang in ihrem Hause verweilen müssen. So sehr diesen aber die Nähe der geliebten Jungfrau beglückte, drängte es ihn zum Gehen, um das, was er bezüglich der Befreiung des Ratsheeren Burkhard Limpurg im Sinne trug, mit Bruder Volker zu beraten. Frische Tatenlust schwellte seine Brust,

und mit dem Versprechen, sich täglich in dem Hause der Frau von Webern einzufinden, solange er in Fulda verweilte, verließ er mit dem Freunde das gastliche Haus.

3. Die Jugendfreunde.

Ein Betspult mit darüber angebrachtem holzgeschnittenem Christusbild, ein hartes Lager sowie ein roher Tisch mit Stuhl — daraus bestand die Ausstattung der weißgetünchten Zelle, in welche Bruder Volter den Jugendfreund führte, nachdem sie die Abtei wieder erreicht hatten. Gar seltsam nahmen sich in dem fahlen Gelaß die in einer Ecke lehrende schwere Eisenrüstung aus, sowie die verschiedenen Waffen — breitlingige Schwerter, Streitkolben und Wurfspieße — die rings um die schimmernde Wehr aufgestapelt waren, so daß jeder Eintretende im Zweifel darüber sein konnte, ob er sich in dem Heim eines friedlichen Dieners des Herrn oder in demjenigen eines rauhen Kriegersmanns befinde. Bruder Volter mochte diesen Gedanken auf dem Gesicht seines Begleiters lesen, denn mit traurigem Kopfnicken bemerkte er: „Hier erkennst du, wie weit wir noch von dem Frieden auf Erden entfernt sind, den der Heiland gepredigt hat. Die friedliche Zelle des Klosterbruders ist unter der Not der Zeit zur Waffenkammer geworden, und zum mörderischen Streite müssen wir, die Diener des Herrn, ausziehen, anstatt der Welt die Liebe zu verkünden, wie es unser hochwürdigster Herr heute beklagt hat. Siehe das Antlitz des Gekreuzigten an,“ — der Sprecher deutete nach dem Christusbilde — „in diesen Zügen malet sich das Leid darüber, daß seine Lehre nicht verstanden worden ist, daß die Menschheit sie gellächelt nicht verstehen will! Wann wird denn in der Finsternis Wandelnden endlich der Morgen der Erkenntnis tagen?“

Mit einer trauernden Gebärde ließ sich der Sprecher auf den Rand des Lagers nieder und deutete nach dem einzigen Schemel der Zelle, damit der Besucher Platz nehme. Dann fuhr er, in einen leichteren Ton verfallend, fort:

„Ist es mir doch immer noch wie ein Traum, daß ich dich, den lieben Genossen meiner Anabensjahre, wiedersehe. Wie hat sich alles seit jener Zeit geändert! Erzähle mir doch, lieber Welf, wie es dir erging! Doch was brauche ich zu fragen? Dir lag der Weg zum Leben frei und offen, und niemand wehrte dir, deinem inneren Drange zu folgen und ein Reitersmann zu werden, wie du als Bube es gewollt.“

Welf schüttelte den Kopf.

„Du täuschst dich, Freund! Hat Müß' und Not genug gekostet, bis ich der geworden bin, als welchen du mich siehst. Zwar widersetzte sich mein guter Vater nicht meinem Begehren, das Waffenhandwerk zu ergreifen, jedoch mein selig Mütterlein hat alles unternommen, mir den Gedanken zu verleiden, aus Furcht, mich, ihren Einzigen, zu verlieren. Und die Beharrlichkeit der Mutter, ihre Bitten und ihr Überreden, hat schließlich den Sieg davongetragen. Ein Mann des Friedens, ein hochgelahrter Medikus sollt' ich werden, zu welchem Ende man mich dem greisen Medikus Storkelin als Schüler gab. Der sollte mich mit seiner Weisheit füttern, bis ich zu höchsten Würden reifgemähet war. Hat sich auch redlich Mühe gegeben, der brave Mann, und mancherlei geheime Künste mich gelehrt. Bin jahrelang voll Eifer auch beflissen gewesen, unter Leitung meines greisen Meisters der Dinge Wesen zu ergründen, die Kräfte der Natur in ihrem Walten zu belauschen und dem, was seit Jahrtausenden von klugen Menschenköpfen erforscht ward, neues Wissen beizufügen. Habe Physik und Scheidekunst betrieben, bin auch in der Heilkunde und in mancherlei magischen Künsten gar wohl bewandert, so daß es mir wohl nicht daran gefehlt hätte, zu Ansehen und zu Reichtum zu gelangen. Doch das stille Leben hinter Tiegeln und Phiole behagte mir auf die Dauer nicht, und stets besetzte mich das glühende Verlangen, die Jugendkraft im Kampfe mit den vielen Feinden zu erproben, die mit der Stadt in Fehde lagen. Wenn ich Genossen meines Alters sah, die kampfergüßet vor die Tore zogen, dann schämte ich mich vor mir selbst, daß ich als junger, harter Geselle hinter sicheren Mauern blieb und meine ganze Kraft nur Dingen widmete, die jeder schwache Greis verrichten konnte. Solange meine gute Mutter lebte, hab' ich den heißen Drang gewaltig unterdrückt, um sie nicht zu betrüben, doch als der Herr sie zu sich nahm, gab ich von Tag zu Tag den inneren Stimmen mehr Gehör. Hab' fleißig allabendlich die Schenken aufgesucht, wo Frankfurts Streiter sich am Weine labten, und lernte dort den Feldhauptmann der Stadt, den ehrenfesten Klaus von der Hochstadt, kennen. Du kannst das Ende dir denken! An einem schönen Morgen schnürte ich mein Bündel, hab' dem hochgelehrten Herrn Medikus Storkelin samt seinen Büchern, Tiegeln, Gläsern und Phiole für ewig Lebewohl gesagt und bin ein Reitersmann geworden. Hab' es bis heut' noch nicht bereut, zumal mein guter Vater sich versöhnen ließ. Doch wie ist es dir ergangen, lieber Freund? Wie kam's, daß du, der

lebensfrohe Knabe, die Rutte wähltest? Hat dir das Leben so übel mitgespielt? Nicht müßige Neugier läßt mich fragen.“

Die herzlichste Anteilnahme, die aus den Worten des Sprechers klang, berührte den Bruder sichtlich wohlthuend, denn mit einem sanften Lächeln nahm er des Freundes Hand und unterbrach ihn: „Ich weiß, daß mir dein Herz in alter Freundestreue entgegen schlägt und danke Gott, dem Herrn, daß er in dir mir eine Seele sendet, der ich mein Leid vertrauen darf. Das erleichtert! Mein Leid sag' ich! Nach menschlichem Ermessen widerfuhr mir Leid, doch hat mich dieses Leid zum Frieden mit mir selbst geführt, und darum darf ich glauben, daß ich ein Erwählter des lieben Herrgotts bin, denn die er liebt, die prüfet er. Du kannst vielleicht aus dem, was mir in meinem Leben widerfahren, zu deinem Frommen eine Lehre ziehen!“

Der Sprecher hatte sich von seinem Sitz erhoben und ging mit gesenktem Haupte eine Weile in der Zelle langsam auf und nieder, als überlege er, in welche Form er seine Worte kleiden solle. Dann fuhr er nach einem schweren Aufatmen fort:

„Du weißt, daß meines Vaters Lehenhof unweit der Ebersburg gelegen war, am Dorfe Poppenhausen. Als kaiserlicher Lehens-träger und Edelmann war mein Vater den Herren der Ebersburg im Range gleich, und ward von jeher zwischen Burg und Hof friedvolle Nachbarschaft gehalten, zumal Herr Albrecht, der Vater der drei Ebersburger Ritter, ein alter Kriegsgenosse meines Vaters war. So kam es, daß die drei Ebersburger als Buben meine Spielgenossen waren, und daß mich mit dem jüngsten der drei, dem Heinz, die innigste Freundschaft verband. War er auch ein wilder Bube, so hatte ich ihn doch herzlich lieb, und leidenschaftlich war auch er mir zugetan, gerade vielleicht, weil seine innere Wesensart von der meinen grundverschieden war. Wenn ich von der hohen Schule in Fulda nach Hause kam, dann ward ich stets mit hellem Jubel von dem Heinz empfangen, und unzertrennlich waren wir in den Wochen, während denen ich im Vaterhaus verweilte. Dann schwärmten wir von künftigen Heldentaten, die wir als Männer einst vollführen wollten; die alten Sagen Griechenlands, von Romas Größe mußte ich ihm erzählen, und in heiliger Begeisterung hat er mir oftmals geschworen, daß das Band unserer Freundschaft so unzerreißbar sei, wie das, welches zwischen Drest und Pylades oder zwischen den Thebanerhelden Epaminondas und Pelopidas sich knüpfte. Schwüre sind ein morsches Band, das in dem Wetter der Zeiten leicht zerreißt — ich hab's erfahren!“

Der Sprechende strich sich mit einer traurigen Gebärde über die Stirne und fuhr nach einer Pause fort:

„War mir an das Herz gewachsen, der Heinz, gerade wie mein väterliches Haus, das mir als einzigem Sohne als Erbteil zu stand. Aber wie ein Paradies erschien mir erst die Heimat, als Waltrudis darin weilte. Sie war ein Waisenkind von meiner seligen Mutter Sippe, das nach dem Tode seiner Eltern aus Barmherzigkeit von den Meinen in das Haus genommen ward. Bevor ich sie gesehen, hatte niemals mein Herz beim Anblick eines Weibes stürmischer geschlagen, doch als sie vor mich trat in ihrer Jugend Blüte, da wallte jäh ein seliges Empfinden in mir empor, als wäre ich zum wahren Leben erst erwacht. Soll ich dir singen und sagen, wie einem jugendlichen Gesellen zumute ist, den der Wimme Zauber erfasst hat? Wenn mich nicht alles trügt, so hast du an dir selbst es schon erfahren. Genug — mein ganzes Denken war der engelschönen Waltrudis geweiht, und als der Glückliche der Sterblichen fühlte ich mich, als ich an einem Sommerabend in der Rosenlaube ihr das Geständnis ihrer Gegenliebe von den Lippen läusen durfte. Meine guten Eltern segneten den Bund, so daß unserem Glück nichts im Wege stand. Da nahte das Verhängnis in Gestalt meines Bufenfreundes, des Ritters Heinz von Ebersburg. Ein Zufall wollte, daß er einst Waltrudis im Walde sah, als er vom Jagen heimwärts ritt, und rasch entflammt von ihrer jugendlichen Anmut, stahl er sich in ihr Herz hinein und verstand es mit der Zeit, mit Schmeicheln die Unerfahrene zu betören, so daß sie meiner, der wieder auf der hohen Schule weilte, treulos vergaß.“

(Fortsetzung folgt.)

falscher Verdacht.

Eine lustige Geschichte von Paul Blis. (Nachdruck verb.)

Herr Postsekretär Fritz Schwendy war überglücklich — heute war sein Hochzeitstag! Heute endlich sollte er sein Gretchen heimführen! — Er war bereits in großer Gala und auf dem Wege zum Brauthaus, um mit seiner Angebeteten nach dem Standesamt zu fahren.

Als er ankam, begrüßte ihn der Schwiegervater zuerst: „Du mußt noch ein wenig warten, lieber Fritz, die Damen sind noch beim Ankleiden.“

„Aber bitte, Papachen, das macht ja nichts; wir haben ja noch eine halbe Stunde Zeit!“
 „Trinken wir inzwischen ein Glas Rotwein —“ und schnell entfaltete Papachen eine Flasche.

Dann kam auch Bruno, der Sohn des Hauses, ein flotter Studio, der erst gestern angekommen war, um der Hochzeitsfeier beizuwohnen, und der erst gestern seinen Schwager Fritz kennen gelernt hatte.

Nun saßen sie zu dreien und labten sich am Rotwein.

„Lieber Fritz,“ sagte der alte Herr enthusiastisch, „ich bin außerordentlich glücklich, daß meine Greta einen so tüchtigen, braven Mann bekommt!“

„Aber Schwiegerpapa, du beschämst mich ja!“

„Durchaus nicht, mein Junge! Ich sage nur, wie ich's meine, und ich bin stolz auf dich! Ja, ja, so ist es!“

„Aber, Papachen, ich bin ein schwacher Mensch mit ebenso vielen Fehlern, wie sie jeder andere Durchschnittsmensch hat.“

Lächelnd aber wehrte der alte Herr ab: „Machen wir uns nichts vor, lieber Fritz! Ich kenne dich so genau, als wärest du mein eigener Sohn — und ich weiß, daß du keine Fehler hast — jawohl, keinen Fehler! — Also mach dich nicht schlechter als du bist! Ich wünschte, mein Herr Sohn nähme sich ein Beispiel an dir!“

Der „Herr Sohn“ zog die Augenbrauen hoch und sah den so gelobten Schwager von der Seite an.

Eben wollte Fritz etwas zu seiner Entlastung erwidern, als der alte Herr abgerufen wurde.

Nun saßen die beiden Schwäger allein.

„Also so ein Tugendbold bist du, lieber Fritz,“ begann der flotte Studio schmunzelnd, „offen gestanden: zugetraut hätte ich dir das nicht!“

„Und du hast auch recht darin, lieber Bruno, denn obschon

ich vielleicht keinen der Fehler habe, die du nun in mir vermutest, so muß ich doch bekennen, daß ich doch ein geheimes Laster habe.“

„Ich bin starr!“

„Bisher habe ich dieses Laster deinen Angehörigen verborgen, weil ich fürchtete, meine liebe Braut dadurch zu verlieren; nun mich aber dein Vater dir als Vorbild hingestellt, glaube ich, wenigstens dir Rechenschaft schuldig zu sein.“

„Dein Vertrauen ehrt mich, los! Wie heißt dieses Laster?“

„Ich schnupfe!“

Bruno starrte ihn heiter an. —

„Was?“

„Und das ist ja mein Unglück!“

„Aber nichts ist einfacher, lieber Fritz, du wirst dir dieses Laster eben wieder abgewöhnen.“

„Unmöglich! Ganz unmöglich! Es ist bereits zu tief! Bereits seit zehn Jahren schnupfe ich! — Damals hatte ich ein Augenleiden, und um dies zu lindern, verordnete mir der Arzt damals das Schnupfen — nun komme ich nicht mehr los davon! Alles, alles ist umsonst! — Hier, ohne diese Dose kann ich nicht mehr existieren! — So wie ich einen freien Augenblick habe; ziehe ich mich zurück, wohin mich keines andern Blide verfolgen können, und dort nehme ich eine Brise — dann erst bin ich wieder Mensch unter Menschen.“

Lächelnd hatte Bruno zugehört, nun sagte er schmunzelnd: „Eine sehr schöne Tabatsdose — bitte, laß sie mal genauer sehen!“

Vertrauensvoll reichte Fritz dem jungen Schwager die Dose hin.

Der besah sie lächelnd von allen Seiten — und plötzlich steckte er sie in die Tasche.

Fritz starrte ihn an: „Bitte, gib sie wieder her.“

Lächelnd verneinte Bruno: „Ich denke nicht daran.“

„Aber, was soll das heißen?“

„Ich will dir beweisen, daß man alles kann, wenn man nur ernsthaft will! — Ich behalte diese Dose bis morgen früh, denn ich nehme an, daß du an deinem Hochzeitstage doch

nicht deinem Laster frönen wirst!“ Schmunzelnd stand er auf.

Fritz aber war todunglücklich. „Bitte, Bruno, mache keine schlechten Scherze!“ bat er flehend.

Doch umsonst, denn der flotte Studio war bereits zur Tür hinaus, ohne daß der betrübte Bräutigam ihn zurückhalten konnte.

Was nun? Er war ratlos.

Im nächsten Augenblick kam schon der alte Herr zurück.

„Nun, so allein, lieber Fritz? Wo ist denn Bruno hin?“

Zerstreut sagte der Schwiegersohn: „Ich weiß selbst nicht —

ging ganz plötzlich.“

„Nun, er wird ja schon wiederkommen“, tröstete sich Papachen, indem er eine Tabatsdose aus der Tasche zog und zu schnupfen begann.

Starr, mit sehnen- den, verlangenden Augen sah Fritz auf die Tabatsdose — oh, wenn er jetzt etwas sagen dürfte! — Leider aber durfte er nichts verraten!

„Ich habe dir erst gar keine angeboten“, sagte der alte Herr lächelnd, „denn ich nahm an, daß ein so junger Mann doch wohl noch nicht schnupfen wird.“

„Aber ganz selbstverständlich, Papachen!“ flötete Fritz, „natürlich darf das ein so junger Mann noch nicht tun!“

Der Alte nickte und legte die Dose neben sich auf den Tisch und begann wieder ein Gespräch über Eheglück und Ehepflicht.



Gesamtansicht der Mönchsansiedlung Mar Zaba. (Mit Text.)



Adolf Freiherr von Rhemen zu Barenfeld, General der Infanterie, wurde zum Generalgouverneur für das okkupierte Serbien ernannt.

„Ja, ja! Ich schnupfe! Du hast recht gehört!“

„Das ist kein Laster, sondern eine Gewohnheit!“ lachte Bruno.

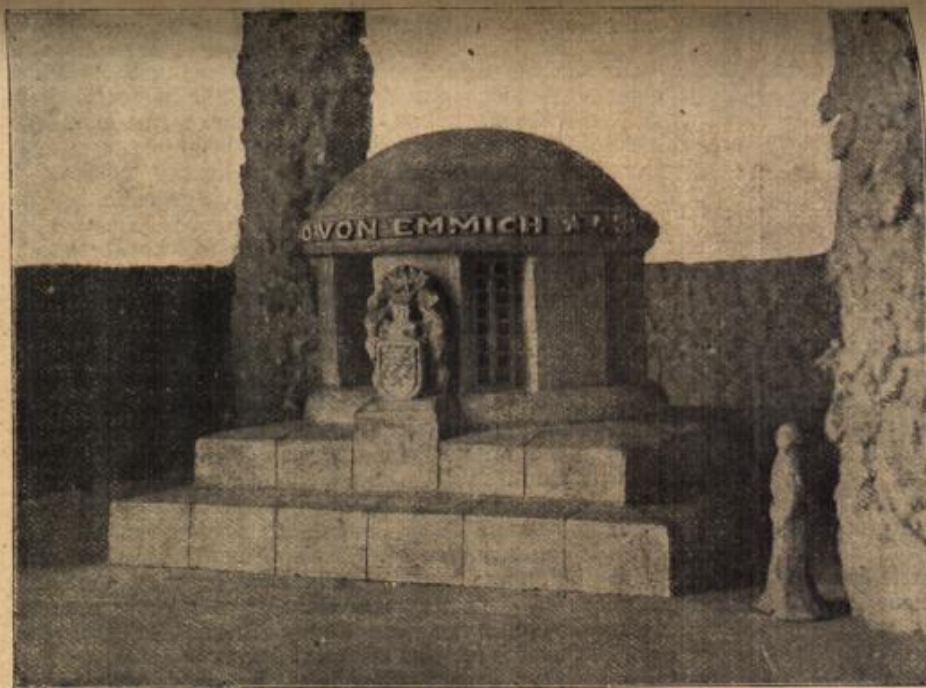
„Wie du willst — jedenfalls ist es keine gute Angewohnheit! Und hätte Gretchen früher etwas davon erfahren, so hätte sie mich sicher ausgelacht!“

„Das ist immerhin möglich, denn ein schnupfender Liehaber hat unbedingt etwas Komisches!“



Eine ungarische Ärztin an der Front.

Frau Dr. Leopold Guttmann, ungarische Ärztin, die im Felde bei der ersten Hilfe Dienst leistet.



Entwurf zu einem Ehrenggrabmal für General v. Emmich in Hannover. (Mit Text.)

Von alledem hörte Fritz aber herzlich wenig, denn alle seine Gedanken waren immer nur bei der Tabatsdose, die er heimlich immerfort anstarrte.

Blötzlich wurde der alte Herr wieder abgerufen.

„Entschuldige nur, bitte! An solch einem Tage gibt's gar viel Störungen“, damit ging er hinaus.



Richard Fürst zu Dohna-Schloditten.

Phot. Ric. Vorscheld. (Mit Text.)

Mit entsetzten Augen aber sah das Dienstmädchen ihn nach — das war ja eine nette Entdeckung! Der Herr Schwiegerjohn steckte eine goldene Dose ein! Doch ehe sie darüber noch weiter nachdenken konnte, kehrte schon der alte Herr zurück.

„Ich habe eben meine Tabatsdose hier liegen lassen — da, wo ist sie denn geblieben?“ Fragend sah er das Dienstmädchen an. „Hier lag sie doch eben noch!“

„Ja, ich habe sie nicht genommen!“ entgegnete Minna entrüstet, „da müssen Sie schon bei Ihrem Schwiegerjohn nachsuchen lassen, der hat die goldene Dose eingesteckt!“

Grollend ging sie hinaus.

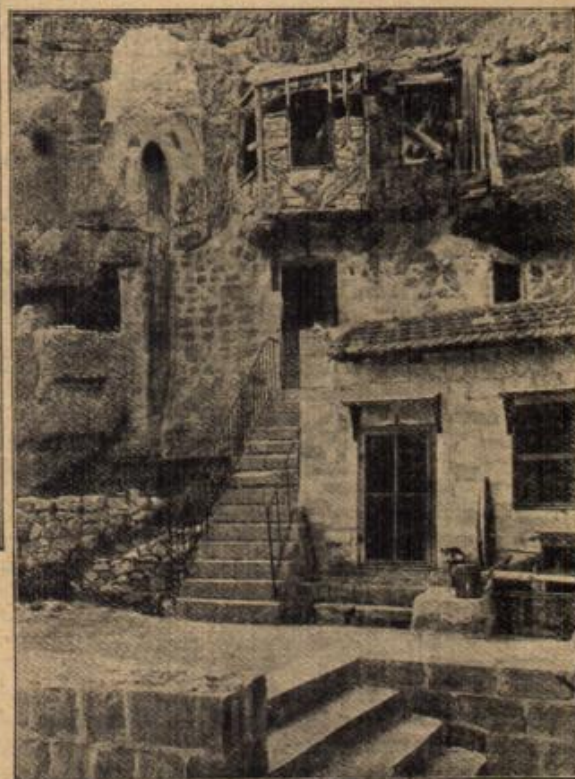
Der alte Herr aber sank entsetzt in einen Stuhl, denn der

Sofort stürzte sich Fritz auf die ersehnte Priße — aber gerade, als er den Dedel öffnen wollte, trat das Dienstmädchen ein; — so daß er mit schnellem Entschluß die Dose einsteckte und hinausging — dahin, wo kein störender Blick ihm folgen konnte, um nun endlich die ersehnte Priße zu nehmen.

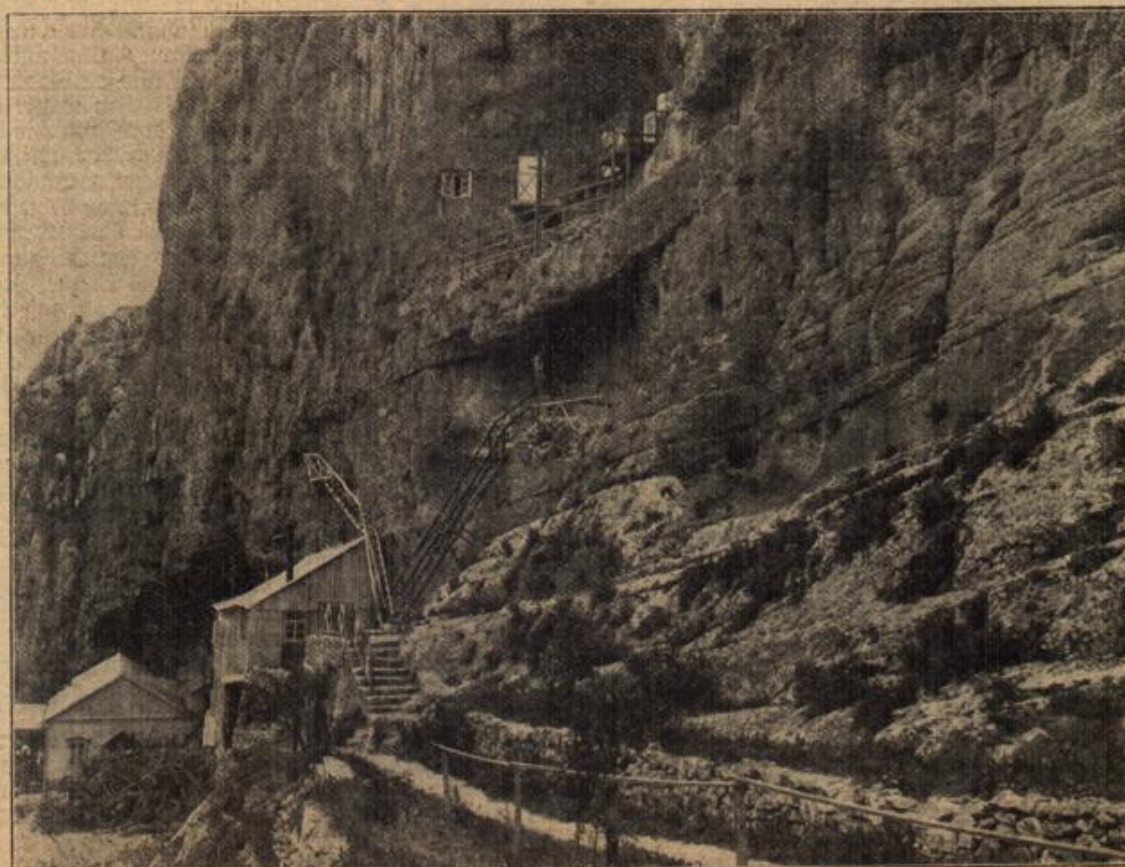
wesen, also konnte doch nur einzig der Schwiegerjohn die Dose eingesteckt haben — und richtig, jetzt fiel ihm ja auch

ein, wie er vorhin, während der Unterhaltung, fast unausgesetzt die Dose angestarrt hatte — also war's doch so! Sein Schwiegerjohn ein Aleptomane — entsetzlich war das ja! Was nun? Wie sollte er seiner Frau und seiner armen bedauernswerten Tochter dies furchtbare Geheimnis enthüllen? Das konnte er nicht, nein, das konnte er nicht! Und diesen Mann hatte er eben noch als

Säred übermannte ihn. — War das möglich? Hatte er recht gehört? Konnte das Entsetzliche wirklich geschehen sein? . . . Nein, nein, es war unmöglich! . . . Aber doch, die Dose war ja fort — die alte Minna hatte man seit fünfzehn Jahren im Hause — und sonst war doch niemand dage-



In die Felsenwände von Mar Saba eingebaute Mönchwohnungen. (Mit Text.)



Durch Treppen und Galerien zugängig gemachte Felsenwohnungen bei Ain Fara in Palästina. (Mit Text.)

so feilectes gepriesen, ihn eben noch dem eigenen Sohn als Vorbild hingestellt — schredlich!

Da öffnete sich die Thür und herein trat — lachend, strahlend, überglücklich — der junge Herr Bräutigam — seine Sehnsucht war gestillt.

Mit unruhigen, prüfenden Augen sah Papachen zu ihm hin — einen Augenblick nur, dann ging er kurz entschlossen vor.

„Schwiegersohn,“ begann er ernst, „ich weiß alles!“

Fritz fuhr zusammen und starrte ihn an.

„Aber warum hast du mir nicht offen und ehrlich alles schon längst gestanden?“

„Ich wagte es nicht!“ kleinlaut sagte er es.

„Aber das warst du uns allen doch schuldig! Du hättest doch Vertrauen haben sollen!“

„Ich fürchtete, Gretchen würde mich abweisen, deshalb wollte ich erst nach der Hochzeit alles gestehen.“

„Aber Unglücks Mensch, was soll denn nun werden? Kannst du es dir denn nicht wieder abgewöhnen?“

„Nein, das kann ich nicht! Das ist ganz unmöglich!“

„So machst du uns ja alle unglücklich!“

Da sah Fritz lächelnd zu dem alten Herrn hin und sagte: „Aber, Papachen, du hast ja deine Frau doch auch nicht unglücklich gemacht und du hast doch dasselbe Laster!“

„Was? Ich? Daselbe Laster?“ Der Alte starrte ihn an. Und Fritz lächelte ruhig weiter: „Aber, ja, ich habe es doch eben erst gesehen!“

„W — w — w — was hast du gesehen!“

„Nun, wie du geschnupft hast.“

Da riß der alte Herr die Augen auf, befaß sich einen Moment, und dann plöblich begann er dröhnend zu lachen.

„Ach, du schnupfst also auch?“

„Nun ja, das ist doch mein Laster.“

„Oh! — Und ich dachte! — Oh, oh, oh!“

„Ja, was dachtest du denn?“

„Nichts, mein Junge, nichts! — Vergessen wir schnell die kleine Episode!“ rief lachend der alte Herr — „und nun komm zu deiner Braut, ich werde dich bei ihr entschuldigen wegen deines Lasters — komm, komm, ich nehme alles auf mich!“

Arm in Arm gingen sie lachend davon.

Eine Stunde beim Antiquitätenhändler.

Von Julia Windmüller in Hamburg. (Nachdruck verb.)

Schon zehn Minuten wartete ich, von Ungeduld gepeinigt, auf Lissi, meine kleine Braut, die sich in den Kopf gesetzt hatte, ein ganz altes Zimmer zusammenzulaufen. Müde und in mein Schicksal ergeben, setzte ich mich schließlich in einen alten, bequemen Stuhl, der der verstorbenen Königin gehört haben sollte und von dieser einem alten Diener geschenkt wurde. So kam er denn in die Hände des Antiquitätenhändlers.

Man hat ja nicht nötig, alles zu glauben, was geschrieben steht. Papier ist bekanntlich geduldig. — Eine alte Uhr tickte; eine Fliege, die nach vergeblichen Anstrengungen, auf meiner Nase Platz zu nehmen, durch die Stube summt, machte mich schläfrig.

Ich setzte mich bequemer zurecht und dachte über die Vergangenheit des Stuhles nach, ob er wohl wirklich in dem Besitz unserer vielgeliebten Königin gewesen und —

„Tid-tad! Es ist doch merkwürdig,“ hörte ich da plötzlich eine leise klingende Stimme, die offenbar aus der Richtung eines messingenen Leuchters kam, „daß so unbedeutende Geschöpfe wie du dich immerfort bemerkbar machen müssen!“ Und gleich darauf eine knurrende Stimme, die aus der Uhr erkörnte: „du alter, verbeulter, mit Grünspan belegter Knappe paßt wirklich nur in eine Kumpellammer. Wozu bist du zu gebrauchen? Haha! Tid-tad, alter grünlicher Patron, du bist antik und weiter nichts. Ich gehe noch, trotz meines hohen Alters, zeige die Stunden, die Daten, die Monate an und bin viel mehr wert als du!“

„Seid still und zankt euch nicht,“ sagte der Stuhl mit Würde, „und ratet mir lieber, wie ich die Lüge, die seit meinem Hiersein an mir klebt, abwälzen kann.“

„Welche Lüge denn?“ tickte die Uhr.

„Die Lüge, die auf dem weißen Bettel steht. Ich bin nie in einem Palast gewesen, ich bin in Ehren alt geworden bei guten Bürgerleuten und verachte alles, was nicht echt und wahr ist!“

„Du bist viel mehr wert, wenn du dir den Anschein gibst, als kämest du aus einem Palaste“, warf der Leuchter ein. „Ich selbst bin künstlich antik gemacht worden; man sieht es gar nicht, und die Uhr kann es nicht hören, daß ich dir etwas anvertraue. Man hat mich hin und her geworfen, damit ich Deulen bekomme, und jetzt habe ich dadurch den zehnfachen Wert.“

„Was habt ihr da zu tuscheln“, ließ sich ein alter Perserteppich vernehmen. „Mit meinen vielen Mottenlöchern, die so fein aus-

gebessert sind, daß man sie nicht bemerkt, bin ich das wertvollste Stück im Laden.“

„Ich bin viel schöner und kostbarer als du,“ bemerkte eine Spize, „ich bin die beste Imitation der berühmten ‚Nabella‘, die gestohlen wurde; jetzt gelte ich für sie und bin so kostbar wie sie!“

„Ruhe!“ rief der alte Stuhl, „ich bin alt und werde wohl bald ausgedient haben. Vorher will ich euch eine Geschichte erzählen!“

„Ja, erzähle, erzähle,“ riefen alle, „wo kommst du her?“

„Ich stand mit vielen anderen Gebrauchsgegenständen in einem Möbellager. Eines Tages wurde ich in das Schaufenster gestellt und sah von nun an viele Leute an mir vorbeigehen. Ich mußte wohl vielen gefallen haben, denn ich wurde mehrmals in dem Laden gezeigt und dann wieder ins Schaufenster gestellt. Der Preis ist zu hoch, sagten die Leute. Einmal blieb ein junges Paar vor dem Schaufenster stehen, und es schien mir, als ob ich der Gegenstand ihrer Unterhaltung sei. Sie kamen in den Laden, ich wurde herbeigeholt und dann eingepackt in den Kellerraum gestellt. Das war langweilig; ich sah immer das gleiche und mußte lange Zeit dort zubringen. Doch endlich kam die Erlösung. Ich wurde fortgebracht, und als meine Hülle abgenommen wurde, befand ich mich in einem mit Blumen geschmückten Erker. Da trat dasselbe Paar in die Stube, das ich schon im Laden sah. Der Mann hatte seinen Arm um die Schultern der Frau gelegt und führte sie zu mir, dort in dem Stuhl sollst du sitzen und mich erwarten, mein Lieb, wenn ich vom Geschäft nach Hause komme. Sie weinte und dankte ihm mit Küßen für sein Geschenk, für seine Liebe. Ich verstand das alles erst später.“

Abends in der Dämmerstunde saßen sie oft in dem Erker. Er setzte sich dann in meine weichen Polster, und sie saß auf seinem Schoß wie ein Kind. Ihr Kopf ruhte an seiner Brust. Sie küßten sich und sprachen von Liebe; dann flüsterten sie oft so leise, daß ich nichts verstehen konnte. Ihr liebes Gesichtchen erglühete wie eine Rose, und ihre Augen glänzten vor Glückseligkeit. Träumend sah sie oft am Fenster oder arbeitete kleine zierliche Säckelchen, wie ich sie nie gesehen. Wenn er heimkam, legte sie diese oft in seine großen, kräftigen Hände, die vorsichtig die einzigen Kunstwerke ansahen, als könnten sie ihm entfallen. Dann saßen sich die beiden lange in die Augen, aber sie sprachen nicht. Wollte er es, dann legte sie ihm ihre kleine, weiche Hand auf den Mund und flüsterte: „Nicht sprechen! Schau mir in die Augen, Liebster, darin steht alles geschrieben, was du mir und ich dir sagen möchte.“

Lange Zeit kam die Frau nicht mehr. Ich wußte nicht, weshalb. Da führte er sie eines Tages behutsam wie ein Kleinod an ihren Lieblingsplatz. Sie sah blaß und zart aus; ich hatte sie nie so schön gesehen. Als sie im Stuhl saß, brachte eine Frau ein kleines, weißes Bündel und legte es ihr behutsam in die Arme. Kleine Händchen und ein winziges Gesicht schauten daraus hervor, und die junge Frau sah mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Liebe und Glück auf ihren Gatten und das Bündchen, das sie an ihr Herz drückte. „So sieht also ein kleiner Mensch aus,“ dachte ich bei mir, „wie merkwürdig!“ Im Laufe der Jahre wurde noch manches kleine Menschlein der Mutter in die Arme gelegt, drei Buben und zwei Mädchen. Die größeren Kinder kletterten gern auf mir herum, und manches Märchen belauschte ich, das die Mutter erzählte. Ich wollte, ich könnte euch diese traulichen Stunden schildern.

Die Jahre zogen vorüber; ich erlebte Freud' und Leid mit der Familie. Aus den Kindern wurden große Menschen; die Söhne zogen hinaus in die Fremde, die Töchter verheirateten sich. Die Frau verbreitete, wie in ihrer Jugend, eine stille Glückseligkeit; in dem Erker saß sie oft auf ihrem Lieblingsplatz und strich dem Mann die Sorgenfalten von der Stirn mit ihren schönen, ruhigen Händen. Die Söhne kamen und beichteten hier, was sie erlebten, die Töchter ihre ersten Liebesträume. Hier wurde der Großmutter der erste Enkel in den Schoß gelegt, und wie bei ihrem Erstgeborenen legte sie segnend mit einem stillen Gebet die Hände auf des Kindes Haupt. Hier brach sie zusammen, als sie die Kunde erhielt, daß ihr liebster Gefährte sie auf ewig verlassen, daß ihr Glück von dem kalten Senfmann zertrümmert sei. Sie blieb ihren Kindern die gütige Mutter und bekämpfte wader ihren Schmerz; aber ihr schönes blondes Haar, das ihn so oft entzückte, wurde weiß, und um ihren Mund gruben sich tiefe Falten. Sie lebte sehr zurückgezogen, nur für ihre Kinder und ihre Armen. Eines Tages fand man sie entseelt; der Kopf ruhte an meiner Lehne, die fleißigen Hände lagen kalt und bleich in ihrem Schoß.“

„Liebster, schämst du dich nicht, am hellen Vormittag zu schlafen wie ein Dachs?“ Erschrocken fuhr ich in die Höhe. Vor mir steht Lissi, blühend wie ein sonniger Frühlingstag, und fällt mir lachend, mit tausend Entschuldigungen für ihr Zuspätkommen, um den Hals. Sie gibt mich endlich frei und sieht auf den Stuhl, in dessen weichen Polstern ich eben so wunderbar geträumt hatte. „Liebster, solchen Stuhl hatte die Großmama; schau nur her, es könnte fast derselbe sein.“ Nachdenklich ruht ihr Blick auf dem

verblichenen Überzug, bis er überrascht auf einer Stelle haften bleibt. Dort waren fünf kleine Fingerabdrücke. „Acht, es ist der alte Stuhl! Sieh nur die Fingerchen, die stammen von mir, und trotz aller Mühe konnte Großmütterchen sie nicht wieder entfernen.“ Zwei Seelen und ein Gedanke. Ich kaufte den Stuhl und erzählte meiner Pissi später in einer traulichen Stunde in der ersten Zeit unserer Ehe, was ich in dem alten Stuhl träumte. Gebe Gott, wir werden ebenso glücklich, wie ich es im Traum gesehen! . . .

Mehr Sprachzucht!

Von G. Schöps. (Nachdruck verboten.)

Von dem Stil, d. h. von der Art und Weise, sich auszudrücken, kann man mit ziemlicher Sicherheit auf den Charakter eines Menschen schließen, es müßte denn sein, daß er zu der Sorte von Leuten gehörte, denen die Sprache ein Mittel ist, ihre Gedanken zu verbergen. Wenn aber die Ausdrucksweise für die Beurteilung eines Menschen so schwer ins Gewicht fällt, so müßte man erwarten, daß ein jeder dabei ein wenig Selbstzucht übt und sich nicht leichtfertig gehen ließe. Und doch kann man in dieser Beziehung täglich eine große Nachlässigkeit beobachten, besonders im mündlichen Ausdruck, eine Nachlässigkeit, die sich nicht etwa bloß auf die Ungebildeten beschränkt, die die Muttersprache nicht richtig zu gebrauchen wissen, sondern die man auch recht oft an Gebildeten wahrnehmen kann, die richtig sprechen könnten, wenn sie nur wollten. Wir bedauern so sehr den Stotterer und Lislper, beide, bei dem eins der physischen Sprachorgane nicht normal ist, und das mit Recht, denn die Sprache ist eins der köstlichsten Güter, sie erst befähigt uns, aus der Isolierung herauszutreten und uns mit unsersgleichen zu verständigen, Freude am Zusammensein und Zusammenleben zu empfinden. Um so unverantwortlicher ist es aber, wenn Leute das köstliche Gut aus Bequemlichkeit oder schlechter Gewohnheit mißhandeln.

Diese Mißhandlung der Sprache besteht oft in einer schlechten Wahl des Ausdrucks. Unsere Muttersprache hat eine so reiche Fülle von Wörtern und Wortformen, daß wir nicht nur für die Dinge und Gedanken, sondern selbst für die feinsten Schattierungen der Stimmungen treffendste Ausdrücke haben. Sie zu finden kostet freilich ein wenig Nachdenken und Aufmerksamkeit; viel bequemer ist's ja, sich mit Allerweltsbegriffen zu behelfen, wie sie besonders halbverstandene und darum halbrichtig angewandte Fremdwörter, wie Interesse, Disposition und ähnliche, darstellen. Vor Unwissenden kann man sich durch diesen fremden Glitter sogar den Schein einer gewissen Gelehrsamkeit geben, der Verständige aber verachtet den eiteln Tropf, der, weil ihm Gedanken fehlen, mit leeren Worten klappert.

Unter den jungen Leuten ist's Mode geworden, sich in allerlei Übertreibungen auszudrücken, die aber nicht etwa als der wahre Ausdruck der in diesem Alter rasch wechselnden Stimmungen, die bekanntlich bald himmelhoch jauchzend emporschweben, bald zu Tode betrübt herabsinken, aufzufassen sind. Da hat man sich „kolossal“ amüsiert, war bei einem „himmlischen“ Konzert, einer „göttlichen“ Theatervorstellung; der Kuchen schmeckt „reizend“ oder gar „ideal“, das Kaffeeservice war „geliebt“, und „er“ ist „einfach einzig“ und benimmt sich „tadellos“. Das ist weder richtig gesprochen, noch klingt es schön, selbst nicht aus dem Munde des schneidigsten jungen Herrn oder des reizendsten Badfischchens; es ist und bleibt — albern. Ja, es hat schon Männer gegeben, die in ein anmutiges junges Mädchen ganz verliebt waren — bis sie es sprechen hörten; da wurden sie auf einmal ernüchtert.

Zum richtigen und guten Sprechen sollten die Eltern schon das Kind anhalten, wenn es die ersten Worte lernt. Hier kann mit gutem Sprechen natürlich nur die korrekte Aussprache und der Gebrauch des richtigen Namens der Dinge, die das Kind zuerst kennen und benennen lernt, gemeint sein. Die Eltern geben sich oft so rührend große Mühe, ihr Kind laufen zu lehren, ihm das Grüßen und Knicken und andere schöne Außerlichkeiten beizubringen; aber das gute Sprechen dünkt ihnen oft Nebensache. Bis zum 5. und 6. Lebensjahre verdreht und verwechselt das Kind die Laute, und warum? Weil sich niemand die Mühe gibt, sie ihm gut und deutlich vorzusprechen. Ja, oft haben die Eltern ihre Freude daran, wenn das Kind so drollig radebrecht; aber es ist unrecht, das Kind als Hanswurst zu betrachten. Häufig werden den Kleinen absichtlich falsche Worte beigebracht, sie lernen gleichsam vor der Sprache der Erwachsenen erst eine alberne Kindersprache, die sie später schleimigst wieder vergessen müssen; so wird der Hund als „Wauwau“ bezeichnet, die Eisenbahn als „Puffpuff“, das Schlafengehen als „Tütümachen“ usw. usw.; fast jede Familie hat ihren besonderen Wortschatz für die Kleinen, ihre individuelle Kleinkinderprache. Würde der auf solche Torheit verwendete Fleiß dazu benutzt werden, das Kind von vorn

heran zum deutlichen und richtigen Sprechen zu erziehen, so würde er bessere Fäsen tragen.

Mancher wird sagen: „Wozu ist denn die Schule da? Ich denke, da soll das Kind richtig sprechen lernen“. Wohl, sie quält sich auch redlich damit ab, man darf aber den Einfluß der Schule in dieser Hinsicht auch nicht überschätzen. Fehler vorbüten ist bekanntlich leichter, als Fehler auszurotten. Es gelingt ihr oft nicht, das wieder gutzumachen, was die Eltern in den ersten sechs Lebensjahren gesündigt haben. Bleibt doch die Umgebung des Kindes auch nach dem Schuleintritt dieselbe, so daß das Haus oft wieder einreißt, was die Schule mühsam aufgebaut hat. Und das Kind spricht ja zu Hause viel, viel mehr als in der Schule, die bei dem notwendigen Massenunterricht den einzelnen Schüler verhältnismäßig wenig drannehmen kann. Dazu kommt, daß bei Kindern weit wirksamer als Unterricht und Belehrung das Beispiel ist; Kinder besitzen einen großen Nachahmungstrieb, nicht die erzwungene Sprache der Schule geht den meisten in Fleisch und Blut über, sondern die Sprache von Vater und Mutter — heißt sie doch darum die Muttersprache. Darauf weist ja auch das Sprichwort: „Wie die Alten jungen, so zwitschern auch die Jungen“ in seiner Grundbedeutung hin.

Wenn schon der Satz: „Wie die Sprache, so der Mensch“ seine Berechtigung hat, so noch mehr die Umkehr desselben: „Wie der Mensch, so seine Sprache“. Ein Mensch mit vornehmer Gesinnung bringt nicht gemeine oder unnötig verletzende Redensarten über die Lippen; einem ernsten, gewissenhaften Charakter widersteht es, ohne Überlegung draußloszuschwäben; edle Gedanken verlangen edle Prägung. Wer aber zur rechten Sache das rechte Wort findet, der wird auch nicht in den Wind sprechen, sondern sein Wort wird die gewünschte Wirkung haben. — In diesem Sinne sagt Rüdert, ein echter Sprachmeister:

„Daß auf dich etwas rechten Eindruck machen,
So wißt du bald den rechten Ausdruck finden;
Und kannst du erst den rechten Ausdruck finden,
So wißt du auch den rechten Eindruck machen.“



Fürs Haus



Selbstergestellte Fliegenklode.

Der beste Schutz gegen Fliegen und anderes Ungeziefer, wie Rauwen, Ameisen, Wespen, sind Gloden aus Drahtgaze. Da sie eine erhebliche Ausgabe bedeuten, wird die sparsame Hausfrau vielleicht gern unserem Vorschlag folgen, diese Gloden selbst herzustellen, zumal die Arbeit kaum zehn Minuten in Anspruch nimmt. Man schneidet aus weißer, fester, aber biegsamer Pappe zwei 77 cm lange und 2 cm breite Streifen zurecht, ferner vier ebenso breite aber nur 13 cm lange Stege, verbindet die langen Streifen mit Hilfe kleiner Musterklammern zur Rundung, wobei man gleich einen der kurzen Stege mitfaßt. Die übrigen drei Stege werden in gleichen Abständen ebenfalls mit Musterklammern an den Reifen befestigt, so daß sich ein haltbares Gestell ergibt. Nun folgt die Bespannung mit einem Streifen weißer Gaze, der so lang sein muß, daß er rund um das Gestell läuft und die nötige Nahtzugabe aufweist. Er ist circa 26 cm breit und wird mit Pflstichen zur Rundung geschlossen. Seinen unteren Rand knüpft man links ein und befestigt ihn mit Musterklammern am unteren Pappreifen. Des besseren Haltens wegen zweckt man die Gaze auch am oberen Reifen an, zieht den Stoff mit einem starken Faden oben zum Köpfchen ein, ganz fest an und bindet zu. Damit ist die Klobe fertig. Nach unseren Maßen hat sie 24 cm Durchmesser, kann aber beliebig größer oder kleiner, für die Küche auch aus grauer oder schwarzer Gaze gefertigt werden. In Weiß, eventuell mit Mull bespannt, eignet sie sich gut für den Kaffeetisch im Garten oder auf dem Balkon. Bei der Schlußnaht an der Seite legt man die Gazeränder am besten übereinander, die Verbindungsstelle fällt dann gar nicht auf. E. G. W.



Unsere Bilder



Entwurf zu einem Ehrengrabmal für General v. Emmich in Hannover. Das Grabmal, nach einem Modell des Stadtbaurates Wolf in Hannover, wird auf Kosten der Haupt- und Residenzstadt Hannover, für deren verstorbenen Ehrenbürger, General von Emmich, errichtet und befindet sich in der Ausführung.

Richard Fürst zu Dohna-Schlobitten, starb im Alter von 73 Jahren an Lungenentzündung in Wilna, wo er als Generalabgeordneter der Frei-

willigen Stauteufsteige eine ebenso aufopfernde wie legendäre Wirtin seit entfalte. Der kraftvolle deutsche Edelmann zählte zum engeren Freundeskreise des Deutschen Kaisers, der alljährlich sein Jagdhaus war, und der ihn durch zahlreiche äußere Ehrungen auszeichnete. Er war Mitglied des preussischen Herrenhauses, Vorsitzender des ostpreussischen Provinziallandtags und Oberst à la suite. Großes Interesse widmete der Fürst auch der Pferdezucht, dem Gestrübswesen und dem Rennsport.

Felsenklöster und Höhlenwohnungen in Palästina. Der Wadi Fara in Palästina ist einer der wenigen Gebirgsläufe, der auch im Sommer Wasser enthält und frischer grüner Vegetation im Tale Nahrung spendet, selbst wo der Bach stellenweise einen unterirdischen Lauf besitzt. In der Nähe der im Talgrunde zwischen großen Felsblöcken verborgenen stets wasserreichen Quellen zeigen Überreste von Frachtbauten und Wasserleitungen, daß das Tal in früheren Zeiten viele Bewohner hatte. Sie sind längst verschwunden, und nur hoch oben an den beiden steil abfallenden Felswänden, die das schluchtartige Tal einschließen, wohnen noch Einsiedler in uralten Felsenwohnungen, die später durch Fenster, Türen und Holztreppen behaglicher gemacht worden sind. Weiter unten im Tale dienen ähnliche Höhlen als Ställe für das spärliche Vieh. Das Innere dieser Troglodytenwohnungen ist recht armfellig. Weiter in der Moabiterwüste und im Sinai, mitten in der trostlosen, von der Sonne durchglühenden Felseneinsamkeit, haben sich schon im 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung christliche Mönche nach solchen Felshöhlen zurückgezogen, Einsiedler, die durch Bitten und Kasteien sich die ewige Seligkeit erwerben wollten, oder auch ganze Mönchsorden von Zönobiten. Derartige Felsenklöster gibt es auch in Palästina, und eins der berühmtesten ist das nur einige Wegstunden von Jerusalem wie von Bethlechem entfernte Mar Saba, mitten in der Felswüste, etwa halben Wegs zwischen diesen Städten und dem Toten Meer gelegen. Wer sich von Jerusalem aus Mar Saba auf trostlosem, steinigem Wege durch einames, unheimlich wüstes Bergland nähert, wird überrascht innehalten, wenn er plötzlich auf einer steilen, stellenweise senkrecht in eine enge Schlucht abtänzenden Felswand das wunderbare Gewirr von Häusern, Türmen, Terrassen, Erkern, Galerien und Strebemauern erblickt, das dort hinter- und übereinander wie ebenso viele Schwalbennester an diesem Abfzug klebt. Unwillkürlich fragt man sich, was die Erbauer veranlaßt haben kann, ihre Wohnungen hier in dieser schauerlichen Einöde, weit entfernt von anderen Ansiedlungen der Menschen, von Flüssen, fruchtbarem Land, Feldern und Wäldern, auf Felsboden, wo nichts gedeiht, mühsam anzulegen? Sie haben dort nicht einmal Sicherheit gefunden, wie die hohen steinernen Ringmauern und Türme, die diese Festung umgeben, beweisen. Das Felsenkloster wird von Palästinareisenden viel besucht, und wer von dem Mutterkloster in Jerusalem eine Empfehlung mitbringt, erhält auch Unterkunft und bescheidene Verköstigung.



Übung macht den Meister.

„Bin ganz erstaunt, Meister, daß Sie meine Haare so tadellos schneiden konnten; ich dachte, Sie hätten doch gar keine Übung darin?“
„Ja freilich, lüßt mir mehr, wo ich doch allweil an Wirt seine dreihundert Schafe scher'n muuß!“

Räumen wurde auch Abanitz Stubel immer gereinigt und geordnet. „Al er es betrat, fragte er die Wago: „Was hast du mit den Papierstücken gemacht, die am Barometer lagen?“ — „Nun, die waren so schmutzig,“ antwortete die Gefragte, „daß ich sie verbrannt habe.“ — Abanitz kreuzte die Arme, kämpfte einige Augenblicke mit sich selbst und sagte dann ruhig und gefaßt: „Du hast die Ergebnisse einer siebenundzwanzigjährigen Arbeit zerstört. Für die Zukunft jedoch berührte nichts in diesem Zimmer!“ R.

Gemeinnütziges

Zoll Bleichstelle im Keller durchwintert werden, so darf er niemals bereits gebleicht eingebracht werden. Gebleichte Pflanzen faulen bald. Erst im Keller ist also durch Einschlagn die Bleiche einzuleiten.

Winterfalsat wird am besten auf hochgelegenen Beeten in sanft abfallender Lage gepflanzt, damit die Pflänzchen im Winter möglichst wenig von der Morgensonne getroffen werden. Das wird auch durch kleine Erdwälle erreicht, die nach Süden aufgeworfen werden. Die Pflänzchen leiden im Winter weniger durch die Kälte als durch das wiederholte Auftauen und Wiedergefrieren des Bodens.

Die Schlehe. Ende Oktober oder Anfang November, nachdem sich die ersten Fröste eingestellt haben, werden die Schlehen gesammelt und dann an der Luft getrocknet. Die Schlehen haben sich besonders als Mittel gegen Durchfall ganz gut bewährt. Man nimmt alsdann eine Handvoll getrockneter Schlehen, zerstampft sie und kocht sie mit ½ Liter Wasser ab. — Die abgepresste Flüssigkeit wird im Laufe des Tages getrunken.

Gutes Haarwasser kann man selber herstellen. Es gehören dazu: 100 Gramm Franzbranntwein, 25 Gr. Rosenwasser, 20 Gramm Glycerin, 10 Tropfen Rosenöl.

Holzgeräte und Fässer gegen Feuchtigkeit und Schimmelbildung zu schützen. Ehe man vor Beginn des Winters die Gartenbänke, Tische, Blumentäfel aus Holz und leere Ballontasten im Keller verwahrt, sollte man sie, um eine Schimmelbildung zu vermeiden und sie vor dem Einfluß der Feuchtigkeit zu schützen, mit einem Schutzüberzug versehen, den man auf folgende einfache Weise herstellt. Man schmelze auf schwacher Herdfeuer, aber ja nicht auf offener Flamme, recht vorsichtig und langsam zwei Teile Leinölsfarnis und drei Teile Kolophonium zu einer Mischung zusammen und bestreiche mit der noch ziemlich heißen Flüssigkeit die Holzflächen von innen und außen. Diese sind natürlich vorher erst gut zu säubern und müssen unbedingt völlig trocken sein, ehe man mit dem Anstrich beginnt. Durch dieses einfache Verfahren wird das Holz der Geräte usw. mit einer glänzenden, dauerhaften Schicht überzogen, die keine Feuchtigkeit eindringen läßt und sowohl die Haltbarkeit wie das gute Aussehen der Holzflächen erhöht. Auch für Waschwannen und Fässer, für Obsttorden, Weinschränke, kurz alle Gegenstände aus Holz, die sich im Keller und der Waschküche vorfinden, und bei denen Zerfall durch Feuchtigkeit und Verderben durch Schimmelausatz zu befürchten ist, kann das Mittel empfohlen werden. S. B.

Auflösung.

11	22	33	45
22	33	45	11
33	45	11	22
45	11	22	33

Wörterprüfung-Aufgabe.

gen	das	stirb.
den		glü.
ka	wan	se.

die

die	stirbt	bis
hen		stirb.
ver	anen	die

Gustav Richter.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Sonett.

Auf dem Worte bringt sein hergerichtet.
Der Diener dem Herrn das Gerichtet;
Dann merkt der Hund ge-Dienertrost,
Sein Herr, der trägt so schon am Schopf.
Friedrich Guggenberger.

Zahlenrätsel.

- 1 2 3 4 5 6. Eine niederländische Stadt.
- 2 1 4 6. Ein Milchprodukt.
- 3 1 4 5. Ein Nebenfluß des Rheins.
- 4 6 2 1. Eine griechische Göttin.
- 5 2 3 1. Ein Mädchennamen.
- 6 1 2 3 5. Ein französischer Fluß.

Die erste Senkrechte ergibt wieder 1-6.

Ernst Bly.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:

Blumenblinderen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Allerlei

Zeichenschrift. Richter: „Angeklagter, warum haben Sie bei Ihrer Verhaftung einen falschen Namen angegeben?“ — Angeklagter: „Na, id wer doch nich für jede Lumperei meinen ehrlichen Namen hergeben.“

Zweikampf. Im Jahre 1434 kam ein Tatar nach Adrianopel, wo damals der Sultan Amurath residierte, und bot allen Türken einen Zweikampf an: zu Fuß, bloß mit dem Schwerte bewaffnet, nadend und ohne Schutzaffen, wie Schild oder Helm. Keiner wagte gegen den schon berühmten Kämpfer vorzutreten, bis der 21 Jahre alte Castriolo, später als Scanderbeg in der Geschichte so berühmt, den Kampf annahm, und mit dem ersten Streiche seinem Gegner den Kopf abhieb.

Immer Soldat. Im Dienste hielt der Marschall Castellane mit eiserner Strenge am Reglement. Einst hatte ein Oberst einen arabischen Hengst, den er aus Afrika eingebracht, dem Marschall verkauft und nach abgeklommenem Handel letzteren zum Frühstück eingeladen. Der Marschall erschien, wie gewöhnlich, in Uniform, der Oberst war in Schlafrock und Morgenhosen. — Nach dem Frühstück begleitet der Gastgeber den Marschall bis auf die Straße. Indem dieser nun nach der Turnuhr schaut, sagt er zu dem Obersten: „Es ist halb zwei Uhr und Ihr seid immer noch nicht in Uniform? Gut, Ihr habt zwei Tage Arrest!“ — Damit sprengte er davon und ließ den Oberst verblüfft stehen.

Zeitbeherrschung. Der Gelehrte Abanitz widmete dem Barometer und dessen Veränderungen eine große Aufmerksamkeit, um aus diesen Erscheinungen die allgemeinen Gesetze des Luftdrucks zu erkennen. Siebenundzwanzig Jahre lang machte er tägliche Beobachtungen und schrieb sie auf Blätter Papier nieder. Als eines Tages eine neue Wago ins Haus kam, entwidelte sie sofort ihren Eifer, alles in Ordnung zu bringen. Mit den anderen